

Wi(e)der die Frau. Zu Geschichte und Funktion misogyner Rede

Konferenz, veranstaltet von Andrea Geier (Universität Tübingen) und Ursula Kocher (Freie Universität Berlin), in Zusammenarbeit mit dem Tübinger Forum für Interdisziplinäre Frühneuzeitforschung (IFF) in Berlin, 18. bis 20. Juli 2002

Tagungsbericht

Andrea Sieber, Annett Volmer

Mulier est imbecillioris sexus quam masculus.
(Baldus Ubaldi, Ende 14. Jahrhundert)

Dass „Misogynie“ im Alltag nach wie vor omnipräsent, eine zunehmende Zurückhaltung dagegen in der feministischen Forschung hinsichtlich dieses Themas zu beobachten ist, mag für die Organisatorinnen des interdisziplinären Colloquiums Andrea Geier (Tübingen) und Ursula Kocher (Berlin) mit ein Anlass gewesen sein, die Debatte um frauenverachtende kulturelle Praktiken erneut aufzurollen. Frauenfeindlichkeit war stets eine verbreitete Strömung in der abendländischen Zivilisation. Die Aggressivität, mit der „Misogynie“ dabei als Konzept von der Antike bis zur Gegenwart diskursiv oder medial konstruiert und inszeniert wurde, steht quer zum Grundinteresse feministischer Forschung, patriarchale Strukturen zu dekonstruieren.

Blockiert die moralische Kluft zwischen Frauenverachtung und Emanzipation der Frau als agonale Struktur die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit jenen Praktiken, denen gerade entgegengewirkt werden soll? Oder ist es der heterodoxe Zustand der westlichen Kultur, der einerseits durch zunehmende Integration und Gleichberechtigung eine Umgestaltung der Geschlechterhierarchie suggeriert und andererseits über hartnäckige Trennung der Geschlechter männliche Dominanz sanktioniert?

Widersprüchen und Gegenläufigkeiten in der feministischen Debatte wollte diese Tagung an der Freien Universität Berlin nachgehen. Gewagt wurden kritische und programmatische Blicke auf Kontexte, strategische Funktionen und Wirkungen misogyner Rede in historischen Diskurstraditionen sowie in Medien- und Alltagsdiskursen der Gegenwart. Dabei stand die Frage nach den Transformationen des Konzepts „Misogynie“ und seinen symbolischen Implikationen im Zentrum. Fokussiert wurde der brüchige,

ambivalente und mit Leerstellen durchsetzte Charakter misogynen Diskurse, wodurch neben Affirmation der Geschlechterhierarchie auch Veränderungspotential rekonstruiert werden sollte. Wie lohnenswert eine Relektüre von Frauenfeindlichkeit ist, zeigt sich nicht zuletzt in der Paradoxie, dass misogynie Strukturen häufig – wenn auch unter negativem Vorzeichen – Handlungsspielräume für Frauen eröffnen und zu positiven Umbesetzungen des Geschlechterdiskurses führen konnten.

Die Organisatorinnen haben die historischen, philosophischen, literatur- und kulturwissenschaftlichen Vorträge in Themenblöcke geordnet, um genau dieses Spannungsverhältnis zwischen negativer Intention und positivem Effekt des Redens über und mit Frauen, des Ansprechens von Frauen oder des weiblichen, autoritativen Sprechens zu erfassen und erreichten somit eine erstaunliche inhaltliche Kohärenz der interdisziplinären Debatte.

Einen thematischen Schwerpunkt bildeten die Argumentationen und Diskurstraditionen misogynen Redens im Mittelalter und in der Renaissance. Claudia Opitz (Basel) untersuchte die Streitschrift „De la démonomanie des sorciers“ von Jean Bodin (1580) als Antwort auf zeitgenössische Schriften von Kritikern der Hexenverfolgung wie Agrippa von Nettesheim oder dessen Schüler Johann Weyer. Der Staatstheoretiker Jean Bodin war einer der maßgeblichen Befürworter der Hexenverfolgungen. In seiner Schrift wandte er sich in erster Linie gegen Johann Weyers „De praestigis daemonum“ und unterstellte diesem, mit dem Teufel im Bund zu sein. Opitz arbeitete heraus, dass es innerhalb der „Démonomanie“ für Frauen keine andere Sprecherposition als die der Hexe gab. Besonders deutlich wird dies an der diskursiven Strategie Bodins: Er hielt sich mit direkten misogynen Attacken zurück und unterwanderte Formen des Frauenlobs, indem er die Tugenden und Stärken der Hexen hervorhob. Da diese scheinbaren Tugenden der Frauen jedoch Blendwerk waren, steckte somit hinter jeder Frau eine gefährliche Hexe.

Wie Misogynie als Textphänomen in scheinbar frauenfreundlichen Texten auf verschiedenen Ebenen inhaltlich und strukturell erzeugt wird, rekonstruierte Peter Hess (Austin/Texas) anhand einzelner Sequenzen aus den „Frauenzimmer Gesprächsspiele[n]“ (1641–1649) von Georg Philipp Harsdörffer. Obwohl sich Harsdörffer mit dem Verweis auf Castiglione und Nettesheim in eine frauenfreundliche Tradition stellte, vermittelte er ein stereotypes Rollenbild der Frau mit misogynen Grundhaltung. Ein beliebtes Argument der Zeit ist die Sprachbeherrschung: Frauen würden kein Latein sprechen und damit aus dem gelehrten Bereich herausfallen. Nach Hess ist das ein frauenfeindliches Argument bei Harsdörffer. Doch stellt sich hier die Frage nach dem Begriff der Misogynie und der damit verbundenen Anachronismus-Falle. Unsere heutigen Standards auf die Zeit der Textentstehung zu übertragen, führt lediglich zu einer schematischen Konstatierung dessen, was als misogyn betrachtet wird und was nicht. Eine vertiefende Durchdringung des Phänomens ermöglicht hingegen die Berücksichtigung des Spielcharakters der Texte. Dabei fällt die Inszenierung weiblicher Sprecherinnen auf, die sich grundsätzlich negativ über das eigene Geschlecht äußern. So erscheint die geschlechtsspezifische Limitierung von Kompetenzen strategisch als selbstbegrenzende Äußerung der Figuren und trägt zur Tarnung des misogynen Diskurses bei.

Mit der Philogynie im nordwestlichen Mittelmeerraum um 1200 als Gegensatz zur westeuropäischen Misogynie beschäftigte sich Jan Rüdiger (Berlin). Trobadors gelten in unserer kulturellen Erinnerung als die Frauenverehrer par excellence. Ausgehend von

einem Gedicht des Trobadors Raimon de Miraval erläuterte Rüdiger den Unterschied zwischen dem Preis der Frau als dem aktuellen Kurswert ihrer Tugendhaftigkeit und ihrem inneren Wert. Beider Zusammenspiel konstituiert im Kontext des höfischen Diskurses das symbolische Idiom Frau, ein verfügbares Zeichen für alle möglichen sowohl philogyn als auch misogyn deutbaren Praktiken.

Maria E. Müller (Berlin) führte am Beispiel des „Eneasromans“ von Heinrich von Veldeke (1186) einen Katalog misogynen Strategien vor. Auffällig ist, wie zum Beispiel der defizitäre Status männlicher Helden durch misogynen Funktionalisierung weiblicher Figuren ausgeglichen wird. Der Wechsel der narrativen Perspektive gelingt dabei im Wesentlichen durch Kommentare, was für Müller als Nachweis eines traditionellen Redemusters gilt. Diese Beobachtung am mittelalterlichen Text kann durchaus in die Gegenwart verlängert werden. So zeigte die Referentin anhand aktueller Lehrerfahrungen, dass auch moderne Leser unreflektiert die misogynen Topoi fortschreiben.

Bea Lundt (Flensburg) stellte in ihrem Beitrag die Frage nach der misogynen Tradition vom 12. bis zum 15. Jahrhundert und rekurrierte dabei auf die weitverbreitete Erzähltradition der „Sieben Weisen Meister“. Die Bezeichnung einer Tradition als misogyn – so die Schlussfolgerung ihrer Analyse – erkläre noch nicht die Vielfalt der Geschlechterbeziehungen. Misogynie kristallisierte sich zunehmend als Stellvertreterargument für andere gesellschaftliche Problembereiche heraus.

Diese Sichtweise vertrat auch Ulrike Neumann (Berlin) in ihrem Beitrag über die Romane von Johann Beer, denen ein misogynen Ruf anhaftet. Neumann wies prägnant nach, dass der Vorwurf der Misogynie an Beer zu kurz greift. Beer war keineswegs ein „dümmlicher Frauenhasser“, als der er gern in der Forschungsliteratur dargestellt wird. Seine Belehrungen betreffen vielmehr die Veranschaulichung der moralischen Übel der Welt. Was sich als misogyn liest, ist eine diskursive Praxis des Vorführens menschlicher Lasterhaftigkeit. Dabei stellen Misogynie und Weiblichkeit demnach Vehikel für die Vermittlung religiöser Einsichten dar. Problematisch bleibt, dass Beer die Moral zu diesem Zweck amorphisiert und verschleiert, indem er sie bisweilen grotesk oder obszön in Szene setzt. Daraus resultiert nicht nur die Frage, warum misogynen Rede in diesem Sinne instrumentalisiert werden konnte, sondern auch eine grundlegende Skepsis über die Wirksamkeit der Texte im intendierten Sinne.

Einen weiteren zentralen Komplex bildeten Beiträge zur weiblichen Autorschaft. Claudia Gronemann (Leipzig), Agnieszka Madej-Anderson (Tübingen) und Corinna Heipcke (Guildford) widmeten sich diesem Phänomen in unterschiedlichen Epochen und Nationalitäten. Madej-Anderson stellte im „Exemplar“ von Heinrich Seuse die eindeutige Absicht der Verunklarung von Autorschaft heraus und zeigte, dass die Abfassung des Werkes durch Elsbeth Stigel der männlichen Autorschaft stets nachgeordnet bleibt. Die Frau wird zum Medium und zur Projektionsfläche für männliche Originalität. Dennoch konnte die „Autorin“ ihre Nachrangigkeit transzendieren, wie Madej-Anderson am Beispiel ausgewählter Handschriftenillustrationen vorführte. Corinna Heipcke wies in ihrem Beitrag zur Konstruktion weiblicher Autorschaft im ausgehenden 18. Jahrhundert nach, dass genau diese Transzendierung nun nicht mehr möglich war. Autorschaft für Frauen blieb nur ohne Folgen, wenn die Schriftstellerinnen ihren Status als Autorin leugneten. Die weibliche Autorschaft war begrenzt, weil sich die Vorstellung des Autors im 18. Jahrhun-

dert fundamental veränderte. Den Einfluss des spanischen Frühaufklärers und Theologen Feijoo auf weibliche Autorschaft zeichnete Claudia Gronemann in ihrem Beitrag nach. Sie analysierte dessen Frauenapologie „Defensa de las mujeres“ (1726) als ein Anschreiben gegen misogynen Traditionen. Zwar wurde das herkömmliche Rollenverständnis nicht angetastet, doch war der Zutritt zum literarischen Markt für Autorinnen durch Veröffentlichungen in Zeitschriften möglich. Dies traf weniger auf Buchpublikation zu, die nach wie vor eine restriktive männliche Domäne darstellten. Offen blieb die Frage nach den Gründen einer derartig medienspezifischen misogynen Beschränkung weiblicher Autorschaft.

Der Funktion des misogynen Diskurses im Bereich der Musikwissenschaft widmeten sich die Beiträge von Rebecca Grotjahn (Köln) und Achim Stricker (Tübingen). Grotjahn wies am Beispiel der „Zauberflöte“ von W. A. Mozart und E. Schikaneder nach, wie hier misogynen Strategien eingesetzt wurden, um einen verdeckten Diskurs gegen weibliche Handlungs- und Machtpositionen zu führen. Der Inbegriff der negativen Weiblichkeit entstand eben nicht durch die musikalisch-dramatische Charakterisierung, sondern vor allem durch das Sprechen über Frauen. Die Stigmatisierung der Königin der Nacht basiert keineswegs auf ihren musikalischen Äußerungen, sondern geschieht durch den fast ausschließlich votierenden Einsatz der misogynen Rede. Stricker widmete sich der Frage, warum bis ins 21. Jahrhundert die Stimme vornehmlich als „Männersache“ praktiziert wird. Hierfür rekonstruierte der Referent die historische Entwicklung weiblichen Musizierens und Komponierens, wobei er den Kastraten als strategische Figur und Idee eines androgynen Neutrums zur Hintergehung der Geschlechtsstereotype deutete. Im Ergebnis konnte nachgezeichnet werden, wie sich die allmähliche Isolation und Spezialisierung der Künste unter dem Druck des weiblichen Schamkodex vollzog.

Zweigeschlechtigkeit musste in der Frühen Neuzeit immer wieder hergestellt werden, um eine Ordnung zu etablieren. Die uns heute vertraute bipolare Sichtweise der Geschlechter bildete sich erst im 18. Jahrhundert mit der Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft heraus. Damit korrelierte die zunehmende gesellschaftliche Sanktionierung des Körpers und es entstand ein Spannungsverhältnis von Natürlichkeit versus Künstlichkeit, aber auch Reglementierung versus Subversion, das bis in die Medien- und Alltagsdiskurse der Gegenwart hineinwirkt. Der historischen Genese entsprechender Effekte widmete sich daher der abschließende Beitragskomplex der Tagung.

Zunächst thematisierte Eva Kormann (Karlsruhe) das Pygmalionmotiv in der Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts. Die Idealisierung der weiblichen „Natur“ in einer künstlichen, von Männern geschaffenen Traumfrau wirkte der Enttäuschung über die reale Frau entgegen und leistete außerdem der Dichotomisierung der Geschlechterverhältnisse Vorschub. Kormann führte anhand der Motivwahl vor, in welchem Maße die Geschlechterverhältnisse der Künstlichkeit und Konstruktion unterliegen. Auf einer Schnittstelle zwischen literarischem Diskurs und körperbezogener Praxis war der Beitrag von Katharine Ebisch-Burton (Oxford) angesiedelt. Ebisch-Burton zeigte am Beispiel von Bade-szenen im Werk Kleists wie über die Soziologie des Scheiterns Weiblichkeit und Männlichkeit als Identitätstypen im voyeuristischen Blick auf und in der misogynen Rede über die Einzelfigur konstituiert werden.

Die gleichsam mathematische Formel von Otto Julius Bierbaum „Sünde und Sinnlichkeit = Weib = Schlange“ zeigt, wie die Dogmen der Evolutionstheorie Denkschemata für

eine suggestive Verbindung zwischen Frauen und den „tierischen“ Ursprüngen der Menschheit bereitstellte. Alexandra Karentzos (Bochum) nahm dies zum Anlass, misogynen Tierbildern um 1900 nachzugehen. In bewährter kunsthistorischer Anschaulichkeit sensibilisierte ihr Vortrag für die stark sexualisierte Darstellung der Frau in der Malerei um die Jahrhundertwende und wies darüber hinaus nach, wie der weibliche Körper zunehmend bestialisch umcodiert wurde.

Der Wirkungsmacht misogynen Darstellungsweisen im Medien- und Alltagsdiskurs widmeten sich die Vorträge von Svenja Flaßpöhler (Berlin), Elke Frietsch (Berlin) und Jörg Fichtner (München). Ausgehend von der feministischen Forschungsposition, Pornographie wirke affirmativ, suchte Flaßpöhler in ihrem Beitrag nach diskursivem und medialem Subversionspotential im Mainstream-Porno. Dabei fokussierte sie den bisher ungenügend berücksichtigten Inszenierungscharakter, der sich zum einen in der Absurdität und parodistischen Entgrenzung vermeintlich authentischen Begehrens und zum anderen in der paralysierenden Rezeptionswirkung jenseits der Beate-Uhse-Kabine niederschlägt. Aus historischer Perspektive beleuchtete Frietsch, wie während der Zeit des Nationalsozialismus der misogynen Diskurs als Indiz eines zivilisatorischen Verfalls verfeindeter Nationen gedeutet und zu deren Abqualifizierung in der illustrierten Presse eingesetzt wurde. Hierfür aufgerufene Negativbilder des Weiblichen wie Amazone oder Flintenweib sollten die Kulturpolitik des Auslandes diffamieren. Gleichzeitig kreierte die Kunst Allegorien eines neuen Weiblichkeitsideals, das zur Naturalisierung des faschistischen Idealkörpers beitragen sollte. Die Gegenläufigkeit beider Phänomene trug jedoch dazu bei, dass auch dieses vermeintlich positive Frauenbild in einem ambivalenten Zustand umcodierter Misogynie verblieb. Im Schlussbeitrag führte der Familientherapeut Jörg Fichtner vor, wie mit den strategischen Mitteln frauenverachtenden Sprechens ein neues Syndrom – Parental Alienation Syndrom (PAS) – im medizinischen, juristischen und alltäglichen Diskurs erzeugt wird, um alleinstehende Mütter einseitig als „umgangsvereitelnd“ zu denunzieren. Fichtner wies nach, wie es in der Argumentation um das „PAS“ gelingt, eine positive Väterlichkeit zu konstruieren, die allein durch die Negation mütterlicher Defizite, nicht aber durch aktives väterliches Handeln entsteht. Väterlichkeit wird demnach abgekoppelt von konkreten Aufgaben sowie realen Vater-Kind-Aktionen und lediglich in die Vorstellung einer Errettung des Kindes von der bösen Mutter verlagert.

Die Vorträge verfolgten ganz unterschiedliche Sprecherpositionen, in deren Kernpunkt jeweils die misogynen Rede stand: Reden *über* die Frau bei Bodin und „PAS“; Reden *durch* die Frau als Zeichen bei dem Trobador Raimon de Miraval; Reden *zur* Frau als Adressatin, Reden *mit* der Frau bei Seuse und Reden *der* Frau als Autorin. Der vollzogene Blick auf Kontexte, strategische Funktionen und Wirkungen misogynen Rede durch verschiedene Epochen und Diskurse konnte zeigen, dass weder eine emanzipatorische Grundlinie in der historischen Entwicklung des Konzeptes „Misogynie“ noch eine ahistorische Kohärenz im konkreten Einzelfall rekonstruierbar ist. Misogyne Rede lässt sich nicht auf historische Topoi begrenzen, stets ist eine kontextuelle Einbettung der Erscheinungsformen notwendig. Zudem existiert keine Homogenität in der Tradition frauenverachtender kultureller Praktiken vom Mittelalter bis zur Postmoderne. Misogynie bleibt daher stets eine interpretatorische Herausforderung, die aus diskursiven und gattungsspezifischen Zusammenhängen resultiert.